

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 77.

Berlin, Freitag den 28. Juni

1833.

Frankreich.

Moralische Statistik von Frankreich.

Zu den wichtigsten, aber auch schwierigsten Gegenständen, die der Statistik anheimfallen, gehört die Uebersicht und Vertheilung der menschlichen Handlungen, welche auf das Allgemeine oder den Einzelnen einen äußerlichen Einfluß üben. Die Handlungen aber, die wir zu diesem Behuf erkennen müssen, umfassen ein so ausgedehntes Gebiet und haben einen so mannigfaltigen Ursprung und so verschiedenartige Farbe, daß in diesem Zweige statistischer Forschungen erst nach einer langen Reihe von Beobachtungen etwas Näheres geleistet werden kann. In Frankreich macht seit dem Jahre 1825 der Justiz-Minister alljährlich eine Uebersicht der Verwaltung der Kriminal-Rechtspflege bekannt. Diese dienen als Grundlage zu einem Buche des Advolaten Guerry^{*)}, das sich mit der sittlichen Statistik von Frankreich beschäftigt, und worüber die Herren Lacroix, Silvestre und Girard der Academie der Wissenschaften einen sehr günstigen Bericht erstattet haben.

Zunächst wird die Bemerkung gemacht, daß die Menge der begangenen Verbrechen genauer aus der Anzahl der Angeklagten, als aus der der Verurtheilten hervorgehe, indem über die Wirklichkeit des Vergehens, selbst nach erfolgter Freisprechung, meist kein Zweifel obwalte. Ferner ergeben sich aus den jährlich publizirten Tabellen allgemeine Resultate in den verschiedenen Theilen des Landes, die regelmäßig wiederkehren und nicht Wert des Zufalls seyn können. Der Verfasser hat daher Frankreich in 5 Regionen, jede aus 17 Departements bestehend, eingetheilt: den Norden, Süden, Osten, Westen und das Centrum. Während der sechs Jahre von 1825 bis 1830 hat die größte Variation in der Anzahl von Verbrechen, die in jeder Region jährlich gegen die Personen begangen wurden, nicht 4 Procent, und das Maximum dieser Verschiedenheiten hinsichtlich der Vergehen gegen das Eigenthum nur 2 Procent betragen. In einer ersten Tabelle werden die jährlichen Verbrechen aufgezählt: gegen die Personen wurden 1900, gegen das Eigenthum 5300 begangen; unter diesen bildet der Diebstahl die zahlreichste Klasse. Aus den folgenden Tabellen erfieht man das Verhältniß der beiden Geschlechter zu den Verbrechen. Unter 100 Vergehungen gegen Personen, wurden nur 14 von Frauen ausgeübt, während ihnen unter 100 Vergehungen gegen das Eigenthum 21 zufallen. Die geringere Anzahl weiblicher Verbrechen in Bezug auf die Personen rührt von der Furchtsamkeit der Frauen und ihren eigenthümlichen Lebensverhältnissen her; bei Räubereien, Verwundungen und Rebellion wird man sie selten betheiliget finden. Aber sie werden unternehmender, wenn die Gefahr geringer, die Entdeckung schwieriger wird. Daher fallen unter 14 Vergiftungen 12 den Frauen zur Last. Gleiche Bewandniß hat es mit den Hausdiebstählen; sie machen $\frac{2}{3}$ aller von Frauen begangenen Diebstähle aus, während sie nur $\frac{1}{2}$ unter den von Männern verübten ausmachen.

Eine vierte Tabelle zeigt die Vertheilung der Verbrechen auf die verschiedenen Lebens-Epochen, von dem Alter der Mannbarkeit bis über das sechzigste Jahr hinaus. Die meisten Verbrechen werden innerhalb der Periode vom 25sten bis zum 30sten Jahre begangen, und findet dies bei beiden Geschlechtern statt. Die Neigungen zum Verbrechen entwickeln sich schneller und nehmen auch früher ab bei dem männlichen als bei dem weiblichen Geschlechte; aber vom 50sten Jahre an ist bei beiden Geschlechtern die Hinneigung zu straffälligen Handlungen gleich. Es giebt auch Verbrechen, die jedem Alter eigenthümlich sind. Auf der fünften Tabelle findet man eine Uebersicht für die beiden äußersten Lebensperioden. Die sechste Tabelle macht den Einfluß der Jahreszeiten auf Natur und Anzahl der Verbrechen deutlich. Im Sommer wird mehr Straßbares gegen die Personen, im Winter mehr gegen das Eigenthum verübt; den größten Einfluß unter allen Verbrechen gegen Personen übt die Jahreszeit bei den Angriffen auf die Keuschheit. Unter 100 Verbrechen dieser Art zählt man 36 im Sommer, 25 im Frühling, 21 im Herbst, 18 im Winter.

Höchst wichtig würde derjenige Theil der Kriminal-Statistik seyn, welcher die wahrhaften Bewegungsgründe der strafbaren Handlungen zu erkennen gebe. Aber diese Untersuchung ist von solchen Schwierigkeiten umringt, daß bis jetzt nur die Klassifizirung der Gründe vom Kapital-Verbrechen möglich wurde. Herr Guerry zählt

^{*)} Essai sur la statistique morale de la France, in 4., avec 7 planches gravées. Librairie de Crochard.

deren zwölf auf, die nach dem Verhältniß ihrer Häufigkeit in der siebenten Tabelle angegeben werden. Unter 100 Vergiftungen, Mordthaten und Brandstiftungen geschehen die meisten, nämlich 26, aus Haß und Rachsucht. Die folgende Tabelle stellt die Kapital-Verbrechen nach der Reihe ihrer offenkundigen Ursachen auf. So findet man z. B., daß unter 100 Vergiftungen 35 eine Folge des Ehebruchs sind. Fast die Hälfte der aus dieser Ursache herrührenden verbrecherischen Angriffe ist gegen den beleidigten Gatten gerichtet; dahingegen wird durch Vergehungen, welche eine Folge des läderlichen Lebens und der Verführung sind, mehr das Leben der Konkubine oder der Verfährten bedroht.

Was die verschiedenen fünf Regionen des Landes anbelangt, so ergeben die Register der Jahre 1825 bis 1830 für die Verbrechen gegen Personen einen Angeklagten im Süden unter 11,003 Bewohnern, im Osten unter 17,349, im Norden unter 19,964, im Westen unter 20,984, im Centrum unter 22,168. Diese Unterschiede werden noch größer, wenn man die einzelnen Departements berücksichtigt. Korsika zählt unter 2499 Einwohner einen Angeklagten, das Departement der Creuse aber nur einen unter 37,014. Hinsichtlich der Verbrechen gegen das Eigenthum stellt das Verhältniß sich anders, nämlich ein Angeschuldigter unter 3984 im Norden, im Osten unter 6949, im Süden unter 7534, im Westen unter 7945, im Centrum unter 8265. Das Seine-Departement (Paris) hat unter 1368 Bewohnern einen Angeklagten (wegen Verbrechen gegen das Eigenthum), das Departement der Creuse aber nur einen unter 20,235.

Um den Einfluß der Unwissenheit auf das Thun der Verbrecher zu ermitteln, hat Herr Guerry die Angaben zu Rathe gezogen, welche seit 1827 auf Befehl des Kriegeministeriums über die Zahl der des Lesens und Schreibens kundigen Militairpflichtigen alljährlich gesammelt werden. Der zehnten Tabelle zufolge, konnten in den Jahren 1827 bis 1829 unter 100 zum Dienst aufgerufenen jungen Leuten im Osten 53 lesen und schreiben, im Norden 52, im Süden 33, im Westen 27, im Centrum 25. Nun aber waren unter 100 Angeklagten, die vor die Geschwornengerichte gestellt wurden, des Lesens und Schreibens kundig im Osten 52, im Norden 47, im Süden 29, im Westen 26, im Centrum 24. Es giebt demnach im Durchschnitt überall unter 100 Angeklagten und unter 100 Nicht-Angeklagten eine gleich große Anzahl, welche Elementar-Unterricht genossen hat. Uebrigens herrscht in den einzelnen Departements eine große Verschiedenheit in diesem Punkte, da unter 100 Conscripten im Aaas-Departement nur 26 nicht lesen und schreiben können, während in Corréze dies 88 nicht im Stande sind.

Eine eigene Charte macht die Verhältnisse klar, die bis jetzt über die unehelichen Geburten in den verschiedenen Landestheilen beobachtet wurden. Die meisten finden in den Städten Paris, Lyon, Rouen, Lille, Marseille und Bordeaux statt, nicht bloß wegen der dichteren Bevölkerung, sondern in Folge der Gelegenheit, welche die Findelhäuser darbieten, solche Kinder unterzubringen. Auch hat der Verfasser einige Dokumente über die den Armenanstalten, Schulen und geistlichen Stiftungen gemachten Geschenke und Vermächtnisse gesammelt und dieselben nach dem Geschlecht, Alter, Lebensverhältnisse und Wohnort der Geber geordnet. Indes sind diese Dokumente noch nicht zahlreich genug, um daraus bestimmte Folgerungen zu ziehen.

Der letzte Theil der Untersuchungen ist den Selbstmorden gewidmet. Innerhalb der vier Jahre von 1827 bis 1830 sind in Frankreich 6900 Selbstmorde vorgefallen; diejenigen ungerichtet, wo der Tod nicht erfolgt oder doch wenigstens keine gerichtliche Untersuchung eingeleitet worden. Da nun jährlich 600 Angriffe auf das Leben Anderer gemacht, und mithin von der Zahl der Selbstmorde um das Dreifache übertroffen werden, so kann man jedesmal, wenn in Frankreich ein Mensch vorsätzlich und gewaltsam umkommt, drei gegen ein wetten, daß er selber seinem Leben ein Ende gemacht habe.

Unter 100 Selbstmorden geschehen jährlich 51 im Norden, 16 im Osten, 13 im Westen, 11 im Süden und 9 im Centrum. Der sechste Theil aller Selbstmorde wird im Seine-Departement begangen, doch sind die meisten Sünder dieser Art der Hauptstadt fremd. Unter tausend Personen, die in Paris sich dieses Vergehens schuldig machen, stammen 505 aus dem Norden, 168 aus dem Süden, 65 aus dem Westen, 52 aus dem Centrum. In Paris zählt man unter 3600 Einwohnern einen Selbstmörder, im Departement der Ober-Loire nur einen unter 163,000 Einwohnern. Was das Verhältniß in den fünf Regionen betrifft, so kommt ein Selbstmörder auf 9853 Seelen im Norden, auf 21,734 im Osten, auf 27,393 im Centrum, auf 30,499 im Westen,

auf 30,876 im Süden. Die Verteilung der Selbstmorde nach den Departements ist durch eine Karte anschaulich gemacht, deren Anblick eine sonderbare Betrachtung veranlaßt: daß nämlich, von welchem Punkte Frankreichs man auch ausgehe, die Zahl der Selbstmörder regelmäßig wächst, je mehr man sich Paris nähert. Ein Gleiches gilt im Süden für Marseille. Diejenigen Departements, wo man am öftersten das Leben Anderer anfaßt, sind gerade dieselben, wo man am seltensten sich entleibt. Die wahren Ursachen dieser Art Verbrechen kennt man besser als die der meisten übrigen. Selten daß ein Selbstmörder nicht irgend etwas Schriftliches hinterläßt, welches seine That auseinandersetzt oder zu rechtfertigen bestimmt ist. Eine große Anzahl dieser nachgelassenen Schriften, welche im Polizei-Archiv aufbewahrt werden, ist von Herrn Guerry gelesen und unter gewisse Rubriken geordnet worden. Jeder Artikel darin bietet ein reiches Feld zu Betrachtungen dar.

Bibliographie.

- Un Enfant. (Ein Kind.) Roman von Ernst Desprez. 3 Bde. Pr. 15 Fr.
 Les causeries du Louvre. (Unterhaltungen über die Kunst-Ausstellung von 1833.) Von A. Jal. Pr. 7½ Fr.
 Les deux frères. (Die beiden Brüder.) Anekdote-Erzählung von Mad. Laura Bernard. Pr. 6 Fr.

Morgenländische Literatur.

Ueber das Studium des Orients in Europa.

(Schluß.)

Jetzt Einiges über die vornehmsten Verzweigungen dieser Studien. Unter den Europäischen Nationen nimmt die Französische un- widersprechlich in der Republik des orientalischen Wissens die erste Stelle ein. Anderswo mögen einzelne Distrikte dieses weitläufigen Reiches gelehrter kultiviert werden, aber nirgends findet man eine so reiche Sammlung von Dokumenten aller Art über sämtliche Asiatische Literaturen; nirgends finden sich so viele gefeierte Ergründer der geistigen Erzeugnisse des Orients wie in einem Bündel (sic!) zusammengepackt. Die Französische Gelehrsamkeit hat sich das Studium des Arabischen, des Sanskrit, des Chinesischen und der übrigen orientalischen Sprachen als Aufgabe gesetzt; auf diesem Terrain kann sie ihre Ansprüche geltend machen und einen ehrenvollen Platz in der heutigen Geschichte der gelehrten Literatur einnehmen. Abgesehen von den unermesslichen Schätzen unserer Bibliotheken, in welcher anderen Stadt als Paris fand man, gleichsam neben einander gestellt, Männer wie die folgenden: Sacy, allgemein der Fürst der Orientalisten genannt; Chezy, der Erste auf dem Kontinente, welcher die Mythen der heiligen Sprache der Hindus entzifferte; Rémusat, der Schöpfer eines planmäßigen Studiums der Chinesischen Sprache, deren Kenntniß nur einen schwachen Theil seines unermesslichen Wissens ausmachte;*) Chamvillon der Jüngere, der die Hieroglyphen anders als durch eitle Hypothesen zu entziffern wußte! Warum müssen die Namen der drei Letzteren nur noch Erinnerung sein? Warum hat der Tod, indem er sie erhabenen Bestrebungen entriß, die Hoffnungen zerstört, die ihre hinterlassenen Arbeiten weckten? Sollte denn der Orient in eine so unheilbringende Atmosphäre gehüllt sein, daß man seine Geheimnisse nicht entschleiern kann, ohne mit dem Leben dafür zu büßen? Man möchte dies fast annehmen, da nun auch Kieffer und Saint-Martin hinübergegangen sind; in weniger als einem Jahre hat der Tod sie Alle hinweggerafft.

Noch bleibt uns Sacy, der Patriarch der orientalischen Literatur. Das Arabische und Persische, dessen Kultur in Europa nicht mehr so neu ist, wie die der übrigen Literaturen des Orients, waren die vornehmsten Gegenstände seiner Forschungen. Er hat das Studium der Arabischen Sprache auf den schwierigsten, aber sichersten Weg der grammatischen Analyse zurückgeführt. Seine philologischen Arbeiten haben, so zu sagen, Geseßkraft, und seine zahlreichen Schriften über Literatur und Geschichte des westlichen Asiens enthalten ein kostbares Repertorium neuer und authentischer Nachrichten. Die von ihm gestiftete Schule umfaßt die ausgezeichnetsten Arabisten Frankreichs und Deutschlands. In England nimmt das Studium des Arabischen einen secundären Rang in der morgenländischen Philologie ein. Die Schüler Sacy's, von denen Keiner bis jetzt sein Mitbewerber ist, haben sich mehr um des Arabischen selbst, als um der Literatur willen dieser Sprache gewidmet; auch bleiben ihre Werke Jedem, der mit diesen Studien nicht vertraut ist, unzugänglich. Es sind Chrestomathieen für Philologen von Fach, oder profunde Commentare für Gelehrte.

Das darf uns nicht Wunder nehmen. Nur selten ist der Gelehrte zugleich Literator; man kann Materialien aufhäufen, ohne daß man sie zu ordnen versteht, und oft ordnet man sie, ohne ihre Natur oder Solidität zu kennen. Daher so manches ohne Talent

*) Wenn multa mehr imponirt, als multum, der mag dies Urtheil getrost unterschreiben. Kann überhaupt hier von einem ersten Rang die Rede sein, so kommt er unseren Französischen Nachbarn höchstens im Arabischen — dessen Repräsentant der unvergleichliche Sacy — und vielleicht in einigen Ost-Asiatischen Sprachen zu, während f. B. unsere Deutschen Sanskritaner den Französischen an Kenntniß und philosophischem Geiste wenigstens die Wage halten. Von unseren Leistungen im Hebraischen wollen wir schweigen, denn es scheint ein Verstoß gegen den guten Ton, wenn man die Sprache eines Landes, das ohnehin schon für neutral passirt, (s. oben) den eigentlich orientalischen fernere beiseite. Aus dem Folgenden wird sich übrigens ergeben, daß es der Verf. mit seinem Urtheil nicht so streng genommen hat.

**) Abel Rémusat selbst würde dem Verf. für dieses Lob schwerlich Dank wissen, indem der Ausdruck faibles partie in den Augen dessen, der die Schwierigkeiten des Chinesischen und die Unermesslichkeit dieser Literatur kennt, zu leicht als ironische Zweideutigkeit erscheinen dürften.

geschriebene Werk, das nicht gelesen wird, oder Bücher aus zweiter Hand, denen man nicht traut. Wir glauben jedoch, daß die Arabischen und Persischen Studien in dem Grade erleichtert sind, daß man sie betreiben kann, ohne eine Abstumpfung seiner literarischen und ästhetischen Vermögen durch peinliche Arbeiten zu befürchten.

Man hat das Interesse des gebildeten Publikums damit erregen wollen, daß man den Fond der orientalischen Literatur in unsere neueren Sprachen übertrug. Einen solchen Zweck hat die Uebersetzungs-Gesellschaft, die seit einigen Jahren in London besteht; gewiß ein liberales Institut, da es Fremde und Briten in gleichen Rang stellt; allein es wird den Uebersetzern einträglicher seyn, als dem Publikum. Wir glauben z. B., daß letzteres den à la orientale geschriebenen politischen Geschichten niemals Geschmack abgewinnen wird. Um das Interesse der Mehrheit zu fesseln, muß man auch eine Sprache reden, an die sie gewohnt ist; die sonderbaren Formen des Asiatischen Stils überraschen zuerst, werden aber bald langweilig. Die Vorliebe der orientalischen Völker würde ohne Zweifel den anderen Zweigen vorgezogen werden, wenn man sie mit Beibehaltung ihres eigenthümlichen Gepräges zu reproduzieren verstände. Die Französische Sprache wäre freilich zu diesem Zweck nicht sehr geeignet; dagegen haben W. Jones und Fr. Rückert mehrere poetische Werke der verschiedenen morgenländischen Völker mit seltenem Glück ins Englische und Deutsche übersetzt.

Dagegen von Vielen kultivirt, scheinen das Arabische und Persische heutiges Tages doch ein wenig in Schatten zu treten und einer weniger bekannten Nebenbuhlerin, der Indischen Literatur, die ihre Neuheit in Mode bringt, Platz zu machen. Durch Gründung eines ungeheuren Staates auf der Vorderindischen Halbinsel sind die Briten mit ihren neuen Unterthanen in politische und civile Verhältnisse getreten. Das Gedeihen ihres Handels und die Aufrechterhaltung ihrer Gewalt erforderten genaue Kenntniß der Sitten, Gesetze und Idiome aller unterworfenen Völker, und dies war die Quelle des Studiums der Sanskrit-Sprache und Altindischen Literatur. Die Englischen Gelehrten benutzten ihre Verhältnisse zu den Priestern, welche im ausschließlichen Besitze dieser heiligen Literatur sind, und förderten, theils in Indien, theils in England, merkwürdige Arbeiten an's Licht. Jones, Colebrooke, Wilson, Carey, Wilkins und viele Andere erleichterten das Studium durch ihre Sprachlehren und Wörterbücher und lenkten die Aufmerksamkeit des Publikums durch interessante Schriften auf diese Literatur. Die Weda's, oder der religiöse Koder, die Gesetze des Manu, oder der legislative Koder, die wissenschaftlichen Werke, die epischen, lyrischen und dramatischen Dichtungen, die philosophischen Systeme, Alles ist, wenigstens zum Theil, der Gegenstand ihrer Bestrebungen geworden. Mehrere dieser Arbeiten genießen eines wohlverdienten Rufes.

Dagegen das Studium des Sanskrit in England glänzender (auch klingender) betrieben wird, als auf dem Kontinente, hat es doch in Frankreich eifrige Anhänger gefunden. Durch das Beispiel der Gelehrten von Kalkutta angeleitet, aber aller Hülfquellen beraubt, welche die Arbeiten Jener erleichterten, wagte Chezy ihren Fußstapfen zu folgen. Seine Ausdauer blieb nicht ohne Erfolg, und bald gelang es ihm sogar, fleißige Schüler um sich zu sammeln. Die Letzteren kultiviren das Indische mit Eifer und Einsicht. Es wäre ungerecht, von ihren ersten Versuchen zu verlangen, daß sie in ihrer Art vollkommen seyen; wenn es sich von ganz neuen Studien handelt, so ist ein geschickter Anfang schon Erfolg genug. Die Pariser Schule zählt die meisten Deutschen Sanskritaner zu ihren Eleven; mehrere der Letzteren, wie Bopp, Schlegel*) u. s. w., haben sowohl interessante Abhandlungen über Einzelnes aus der Indischen Literatur, als sehr verdienstvolle philologische Werke und Sanskritanische Editionen ans Licht gestellt, in denen man jene, den Deutschen Gelehrten auszeichnende scharfsinnige Kritik wiederfindet.

Das Idiom und die heiligen Bücher der alten Parsen hat sich, in Frankreich wie in England, mit dem Studium des Indischen verknüpft. Die Kenntniß dieser Sprachen und Religionen ist nicht das ausschließliche Eigentum derer geblieben, die sie aus Quellen schöpften; man hat sie bereits zu Lösung interessanter Fragen benutzt, welche nun die gelehrte Welt beschäftigen. Die Untersuchungen der Kenner erschienen wie eine Fackel, die auf die Verwandtschaft und Abstammung der Sprachen des Orients und Occidentis Licht werfen sollte. Die Prüfung des grammatischen Baues der Sanskrit-Sprache und des Fonds hat ihre Verwandtschaft mit dem Europäischen Sprachen-Familien dargethan, und diese Resultate sind die Quelle verschiedener Systeme über die vorweltlichen gegenseitigen Beziehungen gewisser Völker-Familien geworden. Hier ist nicht der Ort, diese Meinungen zu erörtern; wir wissen, daß im Allgemeinen alle linguistische Theorien behutsam aufgestellt werden müssen, und daß sie oft nur auf äußeren Schein basirt sind; indessen im erwähnten Falle möchten wir diese Theorien wohl entschuldigen, weil sie nicht bloß ein genaueres Studium der Idiome verlangen, die ihnen als Basis dienen, sondern auch genauere Prüfung der Sitten, religiösen Meinungen und socialen Formen derjenigen Völker, die sie in ein gegenseitiges Verhältnis bringen wollen. Entdeckt man durch diese Prüfung die vermutete Analogie, so bestätigt sich die Theorie; bemerkt man keine Spur davon, so wird sie schwächer; aber auf jeden Fall hat sie Studien angeregt, die immer um so eifriger betrieben werden, je weniger ihr Nutzen auf den Gegenstand eingeschränkt bleibt, mit dem sie sich direkt beschäftigen.

So wurden diese Studien mit neuem Interesse betrieben, als man vorausah, welches Licht sie auf den finsternen Bau der Religionen des Orients werfen könnten. Die Kenntniß der mythologi-

*) Die übrigens Beide auch in England gewesen sind.

ischen Systeme Afriens hat nur durch die Arbeiten solcher Männer, die uns authentische Dokumente davon verschaffen können, Fortschritte gemacht; das Bewußtseyn, daß sie, in gewisser Beziehung, alte Religions-Systeme offenbaren, muß sie in ihren Studien unterstützen und bei ihren Unternehmungen ermutigen. Doch muß man sagen, daß ihre künftigen Leistungen uns glücklichere Ergebnisse versprechen, als ihre bisherigen Arbeiten. Die System-Wuth, die Sucht, in diesen alten Glaubens-Denkmalern Waffen für oder wider das Christenthum zu entdecken u. s. w., alle diese Ursachen haben in die nach den Original-Untersuchungen über die heiligen Texte Indiens und Persiens abgefaßten Werke Unkorrektheiten und Irrthümer eingemengt.

Aber gesetzt auch, diese Motive wären nicht vorhanden gewesen, so würden die genannten Werke doch nothwendig sehr unvollkommen gerathen seyn. Sie ruhen jedenfalls auf einer Basis, die an sich nur aus schwächlichen Versuchen zusammengesetzt ist, also die Original-Dokumente nicht genau wiedergeben kann. Einige Fehler in der Uebersetzung hindern uns nicht, ein Gedicht oder Drama zu schätzen; handelt sich's aber von philosophischen und religiösen Systemen, so kann eine übel verstandene Phrase, ein falsch erklärter Ausdruck den Sinn der Lehren, die wir zu ergründen suchen, ganz entstellen. An Beispielen fehlt es nicht. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir hier nur an solche Gelehrte denken, die ihr nothwendiges Material erst von den Sprachkennern entlehnen müssen. Die Arbeiten aus der ersten Hand haben ein ganz anderes Verdienst, und um nur einen Kultus anzuführen, so verdienen die Nachforschungen einiger Englischen Gelehrten über den Buddhismus, nach Sanskritanischen Denkmalern, und nach den Entdeckungen Abel Rémusat's in der Chinesischen Literatur, besondere Erwähnung.

Der Name Abel Rémusat's ist wohl den meisten unserer Leser nicht fremd, weil sie wenigstens durch die „beiden Basen“ auf ihn aufmerksam geworden seyn müssen. Die Zweifel an der Richtigkeit dieses Romans waren ungerathen; denn der Uebersetzer verstand noch mehr von der Chinesischen Sprache, als zum Verständniß des Jü-kiao-li nothwendig war. Gelehrte Untersuchungen über die Satarischen Sprachen, eine Grammatik, und Memoiren jeder Art über Literatur, Wissenschaften und Religion des himmlischen Reiches sind aus seiner fruchtbaren Feder geflossen. Außer Frankreich wird das Chinesische fast nur in England und Rußland gepflegt; denn in beiden Ländern machen Missions- und Handels-Verhältnisse dies Studium nothwendig. Das wißbegierige Deutschland hat jedoch ebenfalls mit Einführung dieses neuen Zweiges der Erudition den Anfang gemacht*). Die Schüler des verstorbenen Abel Rémusat legen sich vornehmlich auf gründliche Entzifferung der Schrift-Elemente, und verlieren keine Gelegenheit, Original-Texte oder Uebersetzungen herauszugeben.

Einer der vorzüglichsten Sinologen Frankreichs ist Hr. J. Klaproth, am bekanntesten durch seine linguistischen Sammlungen und zwei Reisen nach Asien. Eine sehr in's Breite gehende Erudition würde man ihm mit Unrecht absprechen. Er ist keiner Schule zugehörig, strebt nach einer vielleicht etwas gewagten Universalität, und thut sich auf eine Unabhängigkeit etwas zu Gute, die nicht immer von bitterer Intoleranz frei ist. Es erscheint fast kein gelehrtes Werk über den Orient, das er nicht gleich bekräftigte, nicht anders als wollte er sich das Monopol der Polemik anmaßen. So ist er noch unlängst über das hieroglyphische System Champollion's hergefallen. Wir nehmen für Niemand Partei, und wenn wir dem Angreifer zugestehen, daß einige seiner Bemerkungen richtig seyn mögen, so schwärmt dies doch in unseren Augen nicht das Verdienst des Gelehrten, den er bekämpft.

Von allen wissenschaftlichen Resultaten, die der Krieg in Aegypten erzeugt, ist wohl keines so merkwürdig und überraschend gewesen, als die Arbeiten Champollion's. Man kann diesem Gelehrten ohne Zweifel vorwerfen, daß er seine Schlüsse übereilt hat, daß er alle Hieroglyphen auf den Grund sehr unsicherer Data entziffert wollte, und zu großes Vertrauen auf seine eigenen Arbeiten setzte. Es ist aber auch eben so gewiß, daß die Richtung, die er dem Studium der Hieroglyphen gegeben, in Zukunft denen als Wegweiser dienen wird, die sich guten Erfolg versprechen. Wir wissen nicht, was für Erben seines Wissens und seiner Talente Herr Champollion hinterlassen hat; früher oder später werden wir ohne Zweifel irgend einen gelehrten Mitbewerber aufstehen sehen, der, noch glücklicher als er, das begonnene Werk vollenden wird. Ist es gleichwohl erlaubt, über eine sehr problematische Frage ein Urtheil abzugeben, so möchten wir sagen, daß das Verstehen der Hieroglyphen selbst immer ein merkwürdiges Faktum bleiben wird, als die etwanigen Ergebnisse dieser Entdeckung. Die Hieroglyphen sind ein kostbarer Schlüssel, der uns aber einen Schatz aufschließt, dessen Werth unseren Erwartungen nicht entsprechen dürfte.

England.

Bienenzucht.

Es giebt keinen Zweig der Landwirtschaft, der mit mehr Nutzen betrieben werden kann oder die müßigen Stunden unserer Landleute auf vortheilbare Weise ausfüllt, als die Bienenzucht. Wir machen daher mit Vergnügen unsere Leser auf einige wichtige Resultate aufmerksam, die in einem System dargelegt sind, welches Herr Nutt, ein praktischer Bienenzüchter in Lincolnshire, aufstellt. Sie sind um

*) Wie dürfen in dieser Hinsicht mit Recht auf unseren gelehrten Mitbürger, den Uebersetzer des Konfucius, Dr. Wilhelm Schott, hinweisen, der im gegenwärtigen Semester auch an der hiesigen Universität Vorlesungen über das Chinesische hielt. (D. R.)

so interessanter, als dies System sich auf Eigenheiten und Hauskalt dieser betriebsamen Insekten gründet, welche bisher den aufmerksamsten Beobachtungen der besten Naturforscher entgangen sind.

Herr Nutt nennt sein System sehr passend: „Menschlichkeit gegen Bienen“, weil eine der größten Verbesserungen seiner Methode darin besteht, den Inhalt der Stöcke erlangen zu können, ohne die Bienen zu tödten, während durch seine sinnreiche Erfindung, den Raum des Stocks und die Vorrathskammer der Bienen zu erweitern, der Urstock sich immer wieder von selbst füllt. Von der höheren Produktivität seines Systems kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man aus den Angaben des Herrn Nutt erfährt, daß ein einziger Stock in einem Jahre 295 Pfund des reinsten Honigs gab.

Die Grundzüge dieses neuen Systems sind, daß man den Urstock oder, wie ihn Herr Nutt nennt, „den natürlichen Sitz des Schwarms“ unberührt läßt. Wenn dieser mit seinem süßen Schatz angefüllt ist, der unangetastet und nur für den Gebrauch des Stocks aufbewahrt bleiben muß, so setzt Herr Nutt, damit die Bienen aus Mangel an Raum zu ihren Arbeiten nicht genöthigt seyen, zu schwärmen, Seitenstöcke an den Hauptstock an, mit welchem sie durch angebrachte Oeffnungen in Verbindung stehen; und die Bienen, die nun neuen Raum haben, arbeiten mit frischer Thätigkeit. In diesen Stöcken sind auf sinnreiche Weise Luftzüge angebracht, um dem Stock eine frei zirkulirende und gleichmäßig temperirte Luft zu verschaffen, deren Nothwendigkeit durch ein Thermometer angezeigt wird. Dieser Punkt der erforderlichen Luft-Temperatur ist allen anderen Naturforschern, die sich mit Beobachtung der Bienen beschäftigten, entgangen. Unter gewöhnlichen Umständen ist die nöthige Temperatur 80° F.; steigt das Thermometer auf 90°, so zeigt dies die Nothwendigkeit, die Luftzüge zu öffnen. Steigt es plötzlich auf 120 oder 130°, so ist dies ein Zeichen, daß der Stock voll ist, und daß ein neuer Nebenstock angelegt werden muß, den man an der entgegengesetzten Seite des Hauptstocks anbringt. Um die Bienen in den Hauptstock zurückzutreiben, gebraucht man wieder die Luftzüge, durch welche man die innere Hitze des Stocks der äußeren Temperatur gleich macht. Die Bienen weichen dann vor dieser plötzlichen Kälte zurück, dann schließt man die Verbindung mit dem Hauptstock und nimmt den Nebenstock weg, ohne ein einziges Thier zu beschädigen. Wer mit der Bienenzucht vertraut ist, wird den Vorzug dieser Methode vor jeder anderen, die Bienen fortzutreiben, welche die Menschlichkeit eingiebt, um das Leben der kleinen Arbeiter zu erhalten, erkennen. Der auf diese Weise gewonnene Honig und Wachs sind von der vorzüglichsten Gattung.

Unter anderen interessanten Beobachtungen zur Naturgeschichte der Bienen, die Herr Nutt aufstellte, ist auch die, daß es nicht eine junge Königin ist, welche mit einer Kolonie den Stock verläßt, um zu schwärmen, sondern die ursprüngliche Monarchin des Stocks selbst, und dann sind die bleibenden Bienen damit beschäftigt, eine neue Königin-Puppe zu beleben, die aber, wenn kein Anlaß zum Schwärmen da ist, in diesem leblosen Zustande aus dem Stock geworfen wird.

Herr Nutt hat jüngst ein Werk über sein System, unter dem Titel: „Menschlichkeit gegen Bienen“, herausgegeben, voll der schätzbaren praktischen Lehren, welche der Aufmerksamkeit aller derjenigen würdig sind, die sich mit der Landwirtschaft beschäftigen oder für die Förderung des Wohlstandes unseres Landvolks sich interessieren. Seine Stöcke mit Proben ihres Ertrages sind, wie wir vernahmen, in dem Museum der National-Manufacturen ausgestellt. (N. M. M.)

Bibliographie.

- Clinical lectures etc. (Vorlesungen über den contagiösen Typhus in Glasgow und dessen Umgegend.) Von Dr. R. Miller. Pr. 5 Sch.
The danger etc. (Das Gefährliche der in Bezug auf die Bank vorgeschlagenen neuen Anordnungen.) Von A. Mundell. Pr. 4 Sch.
Hints on health. (Hinle in Bezug auf Gesundheit, Mäßigkeit und moralische Eigenschaften.) Von Doyle. Pr. 1 Sch.
Magrath's Letters from Canada. (Magrath's Briefe aus Canada.) Herausgegeben von T. Radeliff. Pr. 6 Sch.

Mannigfaltiges.

— Herr P. J. von Siebold. Dieser Reisende hat in Holländische Blätter ein Schreiben einrücken lassen, worin er sich gegen den (in Nr. 73 des Magazins erwähnten) Vorwurf des Ethnographen von Japan, Herrn Doeuß, rechtfertigt, als habe er, eben so wie Herr Overmeer Vischer, eine Compilation des Doeuß'schen Wörterbuchs sich erlaubt, ohne den ursprünglichen Verfasser desselben namhaft zu machen. Herr von Siebold weist vielmehr sowohl auf sein Werk über Japan als auf seinen Bericht an die Niederländische Regierung hin, worin er jedes Mal jenes Niederländisch-Japanischen Wörterbuchs ausdrücklich als einer Arbeit des Herrn Doeuß gedenkt habe.

— Simon, der Säulenheilige. Um sich einigermaßen dem Zudrange derjenigen zu entziehen, die seine Einsamkeit störten, hatte Simon eine Säule errichtet, auf welcher er sein Leben zubringen beschloß. Diese Säule war Anfangs sechs Fuß hoch, dann zwölf, später zweiundzwanzig, und als Theodoret schrieb, hatte sie sechsunddreißig Fuß Höhe; „denn ihr Bewohner wünscht“, sagt er, „dem Himmel näher und alles Verkehrs dieser Erde überhoben zu seyn.“ Die Heiden aus den verschiedenen Provinzen kamen zu ihm, entsagten ihrer Abgötterei, nahmen das Christenthum an und verließen den Berg, indem sie den Namen des wahren Gottes priesen.

Das Gerücht von seiner außerordentlichen Frömmigkeit, welches sich durch die ganze christliche Welt verbreitete, setzte manche Leute so in Erstaunen, daß sie anfangen zu zweifeln, ob er wirklich ein menschliches Wesen wäre. Ein ehrwürdiger Greis aus Arabien machte eine Reise zu dem Pfeiler, um sich über diesen Punkt Gewißheit zu verschaffen. Er wandte sich an den Einsiedler und bat ihn, ihm zu sagen, ob er ein Mensch oder ein unkörperliches Wesen wäre. Die umstehende Menge gebot ihm mit Heftigkeit Stillschweigen, allein Simon forderte ihn auf, ihm den Grund zu seiner Frage zu sagen. „Weil man mir gesagt hat“, erwiderte der alte Mann, „daß Du weder Speise nimmst noch schläfst, und es ist bekannt, daß kein menschliches Wesen ohne Speise und Schlaf bestehen kann.“ Der Einsiedler, statt der Antwort, hieß den Greis zu ihm auf die Säule kommen, und als er oben war, ließ er ihn nicht nur seine Hände berühren, sondern zeigte ihm auch, zu seinem Erstaunen und Entsetzen, daß einer seiner Füße von Geschwüren fast zerfressen war, was deutlich genug bewies, daß er wirklich ein Mensch von Fleisch und Blut wäre. — Um das Beispiel seiner außerordentlichen Frömmigkeit für die Menschheit so heilbringend als möglich zu machen, verweigerte er es nie an Festtagen, sich der zahlreichen Menge zu zeigen, die dem Berge zuströmte. Man sah ihn oft, von einem Sonnen-Untergange zum anderen, mit zum Himmel ausgestreckten Händen stehen; weder Ermüdung noch Schlaf zogen ihn je von seiner Andacht ab. Seine Demuth blieb sich immer gleich, nachdem er bereits einen so hohen Ruf als Heiliger erlangt hatte, und der ärmste Bauer oder Handwerker erhielt eine eben so gütige und freundliche Antwort auf seine Fragen, als der edelste oder reichste Besucher. Simon lebte in dieser erstaunlichen Buhübung bis zum neunundschwanzigsten Jahre und starb auf der Säulenspitze, die ihm so lange zur Wohnung gedient hatte. (Cabinet Cyclopaedia.)

— Chinesische Methode, die Obstbäume fortzupflanzen. Die Chinesischen Landwirthe suchen sich an dem Baume, welcher fortgepflanzt werden soll, einen Ast aus, und zwar einen solchen, durch dessen Hinwegnahme der Baum so wenig als möglich Schaden nimmt oder verunglimpft wird. Rings um den Ast, und zwar der Stelle, wo er sich mit dem Stamme verbindet, so nah als zweckdienlich ist, winden sie ein Strohseil, das mit Kubmist beschmiert wird, bis eine Kugel entsteht, die fünf oder sechs Mal den Durchmesser des Astes hat. Sie ist gleichsam das Bett, in dem die jungen Wurzeln schliefen sollen. Gleich nachher macht man unterhalb der Kugel (oder des Wulstes) auf beinahe zwei Dritttheile des Umfangs einen Einschnitt in die Rinde, der bis an's Holz geht. Dann wird eine Kotos-Schale oder ein kleiner Topf, an dessen Boden ein so kleines Loch ist, daß das Wasser nur tropfenweise durchdringt, über den Wulst gehängt. Durch diese Vorkehrung hält man das Seil immer naß. Von jetzt an ist drei Wochen lang nichts weiter nothwendig, als das Gefäß mit Wasser zu versorgen. Am Ende dieser Periode wird ein Dritttheil der noch übrigen Rinde weggeschnitten und der erste Einschnitt beträchtlich tiefer gemacht, weil man voraussetzt, daß nun einige Wurzeln in den Verband geschossen sind und zu Erhaltung des Astes ihren Beitrag geben. Nach einer ähnlichen Periode wiederholt man die Operation, und in ungefähr zwei Monaten kann man gewöhnlich sehen, wie die Wurzeln an der Oberfläche der Kugel einander durchkreuzen. Dies ist ein Zeichen, daß sie genugsam herangewachsen sind, um die Trennung des Astes vom Stamme zu erlauben. Am besten sagt man den Ast an der Stelle ab, wo der Einschnitt sich befindet. Das Strohseil, welches um diese Zeit beinahe verfault ist, darf aber durch die Bewegung nicht geschüttelt werden. Den abgeschnittenen Ast pflanzt man als jungen Baum. (N. M. M.)

— Völker mit schwarzen Zähnen. Die Zähne der Bewohner von Sunkin und von Siam — beides Reiche der Hinter-Indischen Halbinsel — sind so schwarz als die Kunst sie nur machen kann. Das Färben derselben dauert etwa drei oder vier Tage und wird sowohl an Knaben als an Mädchen vollzogen, wenn sie zwölf bis vierzehn Jahr alt sind. Während der ganzen Operation dürfen sie nur flüssige Nahrung zu sich nehmen, damit sie durch das Hinunterschlucken des Pigments nicht vergiftet werden, was beim Genuß einer Speise, die erst zerkaut werden muß, befürchtet wird. Vornehme und geringe, reiche und arme Personen müssen diese Operation bestehen, „denn“, sagen sie, „es würde die menschliche Natur entehren, wenn der Mensch so weiße Zähne hätte, wie ein Hund oder ein Elephant.“ Prior gedent dieser Sitte, schreibt sie aber aus Mißverständnis den Chinesen zu. Wie weit indessen diese von der Sitte des Schwarzfärbens der Zähne entfernt sind, erhellt zur Genüge daraus, daß ihre Historiker und Dichter obgenannten Völkern das Epitheton *Se-tschu* oder die Schwarzgezähnten beilegen.

— Amerikanische Höflichkeit. Wenn eine Frau, gleichviel, von welchem Stande — vorausgesetzt, daß kein Neger Blut in ihren Adern rollt — eine Kutsche oder irgend ein anderes Fuhrwerk besteigt, so ist es, wie zum Theil auch wohl in Europa, in Nord-Amerika aber allgemein gütige Sitte, ihr den besten Platz einzuräumen; der beste Platz in einem Wagen ist aber derjenige, welcher den Reisenden in den Stand setzt, das Gesicht den Pferden zuzukehren. Diese Sitte gilt auch für die Postwagen, wo doch in anderen Ländern der Reisende seinen festen Platz hat. Herr Stuart (der bekannte Reisende) war des Rückführes müde, und erwirkte sich von dem Postamt die Erlaubniß, den Ehrenplatz ungestört einnehmen zu dür-

fen. Aber diese Glückseligkeit dauerte nicht lange. Der Postillon hielt plötzlich in einer Straße an den Außenwällen der Stadt, eine Haustür öffnete sich, und der gewöhnliche Ruf: „Es kommen Damen!“ mahnte unseren Reisenden, daß sein frisch erworbenes Privilegium Gefahr lief, ihm entrisen zu werden. Umsonst versoch er seine Sache; der ganze Vertrag ward für null und nichtig ab initio erklärt; Postillon, Pförtner, Passagiere und Umstehende, Alles nannte seine Ansprüche mit Einem Munde verkehrt und abgeschmackt; die Ladies weigerten sich, einzusteigen und sogar das Haus zu verlassen, bevor der Sitz geleert sey, und Alles war in der größten Konfusion. Der Wirth des Hotels, wo die Kutsche abgefabren war, mußte herbeikommen, um den Streit zu entscheiden. Er leugnete ebenfalls die Gültigkeit des Vertrages, in den sein Buchführer nicht ohne seine besondere Erlaubniß hätte eingehen dürfen; und als Herr Stuart fortfuhr, gegen alle Vorstellungen und Verweise taub zu bleiben, erklärte ihm der erzürnte Eigenthümer endlich, wenn er seinen Sitz hartnäckig behaupten wolle, möge er es nur thun; allein es würde ihm von wenig Nutzen seyn; denn er (der Wirth) wolle die Pferde abspannen und vor eine Reserve-Kutsche spannen lassen, in der die Ladies den ihnen gebührenden Platz einnehmen sollten. Da Herr Stuart noch immer kein Zeichen von Einwilligung gab, schickte man sich wirklich an, die Drohung auszuführen. Endlich überlegte sich der Englische Reisende, daß Ein Individuum einem ganzen Haufen nicht wohl widerstehen könne, und so mußte er sich nolens volens dazu bequemen, unter dem jauchzenden Gelächter der Umstehenden in den anderen Wagen zu steigen. Herr Stuart, der diese Begebenheit sehr launig erzählt, fügt noch hinzu, daß er, nachdem sie ein paar Meilen gefahren, mit den Schönen, die ihn verdrängt hatten, eine Unterhaltung anfang, und daß die ganze Gesellschaft bald sehr vertraut wurde.

— Merkwürdiges Experiment mit einer Klapperschlange. Folgendes merkwürdige Faktum ist aus einem Briefe des Richters Samuel Woodruff an Professor Silliman, in der letzten Nummer des „American Journal of science“, entlehnt. — Im Monat August ging ich mit Hrn. Kirland und Doktor Dutton nach einer Stelle am Madonning, um Rothwild zu schießen, welches an das Ufer zu kommen pflegte, um an den seichtesten Stellen das Moos von den Steinen abzustreifen. Wir stellten uns an einer hohen Stelle des Ufers auf den Anstand, etwa 15 bis 20 Yard vom Flusse. Nachdem wir eine Stunde gelauert hatten, entdeckten wir statt des Wildes eine Klapperschlange, welche, wie es schien, ihre Höhle in dem Felsen unter uns verlassen hatte und durch eine weiche schmale Sandbucht dem Wasser zutroch. Als sie unsere Stimmen oder sonst ein Geräusch hören mochte, hielt sie an und lag still ausgestreckt, mit dem Kopfe dicht am Wasser. Mir fiel ein, daß jetzt die Gelegenheit da wäre, die Kraft der weißen Eschen-Blätter zu erproben. Ich bat die anderen Herren, sie in meiner Abwesenheit nicht aus den Augen zu lassen, und ging sogleich, um die Blätter zu suchen, fand auch in einer Niederung, 30 oder 40 Ruthen vom Ufer, was ich wünschte, und schnitt mit meinem Waidmesser eine junge Esche von acht bis zehn Fuß Länge ab, und, um mein Experiment noch vollständiger zu machen, schnitt ich auch ein junges Zucker-Aborn-Bäumchen ab und kehrte mit diesen „Zauberstäben“ auf den Kampfsplatz zurück. Um der Schlange den Rückzug nach ihrer Höhle abzuschnitten, näherte ich mich ihr von hinten. Sobald ich ihr bis auf 7 oder 8 Fuß nahe gekommen war, rollte sie sich zusammen, erhob ihren Kopf ungefähr 10 Zoll in die Höhe und fuhr mit ihrer Zunge hin und her, gleichsam als bereite sie sich zum Kampfe. Ich hielt ihr zuerst die weiße Esche hin, so daß die Blätter ihren Körper berührten. Sogleich senkte sie den Kopf zu Boden, rollte sich auseinander, legte sich auf den Rücken und wand und krümmte sich nach allen möglichen Richtungen, nur daß sie sich nicht zusammenrollte. So weit mit dem Versuche zufrieden, legte ich die weiße Esche bei Seite. Augenblicklich richtete sich die Klapperschlange auf und nahm die oben beschriebene drohende Stellung wieder an. Ich hielt ihr jetzt den Zuckeraborn hin, sie fuhr darauf los, gerieth mit dem Kopf zwischen die Blätter, rollte sich wieder zusammen, und stürzte sich abermals darauf, indem sie sich bei jedem Saße mit Pfeilschnelle, so lang sie war, ausstreckte. Nachdem sie dies mehrere Mal wiederholt hatte, nahm ich wieder die weiße Esche zur Hand und hielt sie ihr entgegen. Schnell troch sie zu Kreuze, indem sie sich, wie das erste Mal, auf den Rücken ausstreckte. Es wurde dann vorgeschlagen, zu versuchen, welche Wirkung einige Hiebe mit der Esche wohl auf sie äußern möchten. Ich gab ihr daher einige Schläge, aber statt sie dadurch aufzubringen, schien es, als wenn ihre Verstärkung nur zunähme. So wie die Streiche stärker wurden, steckte sie den Kopf in den Sand, so weit sie nur konnte, als wollte sie sich einen Weg durch die Erde graben, um ihren unwillkommenen Besuchern zu entgehen. Da wir uns nun überzeugt hatten, daß das Experiment vollkommen gelungen und befriedigend ausgefallen sey, so hielten wir es für unnütz, ihr das Leben zu nehmen, nachdem sie unserer Wißbegierde so viel Befriedigung gewährt hatte. Wir ließen sie daher in Ruhe und schieden als gute Freunde von ihr.

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.